This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Biese
Tasso ein Dichterbild
Faust ein Menschheitsbild

PT
2047
C6B58

W. H. Cooper
Berlin
Feb. 1909

Königliches Gymnasium zu Neuwied
verbunden mit Realprogymnasium.

Wissenschaftliche Beilage zum XXIV. Jahresberichte
Ostern 1901.

Goethes Tasso ein Dichterbild, Goethes Faust ein Menschheitsbild.

Von

Prof. Dr. Alfred Biese,
Kgl. Gymnasialdirektor.

Neuwied.
1901.
Louis Heuser's Buchdruckerei.

1901. Progr. No. 501.

PT2047
C658

Wie die Abhandlung des vorjährigen Programms über „Goethes Bedeutung für die Gegenwart“ (auch besonders und um einen 2. Vortrag über „die Naturpoesie im ‚Werther‘ und in Goethes Lyrik“ erweitert erschienen bei Louis Heuser, Neuwied und Leipzig 1900) ist auch die folgende Studie ein Vortrag, der im Herbst 1899 zur Feier des 150. Geburtstages Goethes in der Aula gehalten wurde. Sie erschien zuerst in den „Lehrproben und Lehrgängen,“ herausgegeben von W. Fries und Rud. Menge (Aprilheft 1900). Daß der Abdruck schon jetzt hier wiederholt werden darf, ist dem gütigen Entgegenkommen der Herren Herausgeber zu danken. Manche Anregung entnahm ich den trefflichen Werken von Bielschowsky und R. M. Meyer, hinsichtlich der Wette des Faust vor allem dem wertvollen Buche von G. Keuchel, „Goethes Religion und Goethes Faust“ (Riga 1899).

Jene Wundergabe des Dichtergenius, mit Worten zu künden, was in Duft und Dämmer des innersten Herzens schlief, den Urtönen der Menschenbrust jenen Klang zu verleihen, der ureigens aus dem Erlebten hervorrauscht und doch die Saiten jeder empfänglichen Menschenseele miterzittern und mitklingen läßt, diese Wundergabe hat man von alters her als eine göttliche gepriesen. Apollo und die Musen verleihen dies köstliche Geschenk. Melpomene weiht mit mildem Blicke ihre Lieblinge und giebt ihnen jene Kraft zu schauen, was andere nicht schauen, zu sagen, was sie freudvoll empfinden, was leidvoll in ihrem Busen sich regt, und so die Herzen der Menschen zu bannen durch die künstlerische Verbindung von Rhythmus und Sprache, von Gefühl und Gedanken, von Stoff und Form, von Einzelnem und Allgemeinem.

Wodurch bewegt der Dichter alle Herzen?
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durch einander klingt,
Wer teilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Accorden schlägt? . . .

Des Menschen höchste Kraft offenbart der Dichter, wenn er aus dem wirren Durcheinander der irdischen Wirklichkeit das Einzelne zur allgemeinen Weihe ruft, wenn er es zum Einklang, d. h. in die Form, in die Ausgestaltung zwingt, die seinem Wesen entspricht, seine wahre Realität herstellt. So wird der Dichter — der Bildner, Macher

heißt das griech. ποιητής — zum Schöpfer, wie der ewige Schöpfer zum Dichter wird, wenn er uns seine höchsten Offenbarungen gegenüberstellt und sich hinter ihnen, wie auch hinter den geringsten, verbirgt. Sein Werk setzt der Dichter fort, wenn er uns die irdischen Dinge in ihrem Wesenhaften und Typischen darstellt und sie für sich selbst, wie für die sich verbergende Idee zeugen läßt.

In des Dichters Gemüt spiegelt sich die Welt, und so entwirft er ihr Bild, wie es sich in seinem Herzen umgestaltete, wie es Geist und Seele gewann, wie das Unzusammenhängende Zusammenhang fand, wie das Brüchige sich glättete, wie die Disharmonien sich lösten in harmonischen Akkorden. Er schaut mit klaren Augen den Dingen auf den Grund und enthüllt die Rätsel, die tief in des Menschen Brust schlummern. Uns ist es Offenbarung, ihm Erlösung. Wohl kaum bei einem anderen Dichter in höherem Grade als bei Goethe gilt dies letztere.

Er dichtete sich von der Seele, was diese belastete, und wenn er nicht ähnliche innere Vorgänge erlebte, wie er darstellen wollte, wie etwa die Fortsetzung des Begonnenen erforderte, so ruhte er und wartete ab, bis sein Erleben wieder gleichen Schritt gewann mit seiner Produktion. Dies können wir bei der „Iphigenie" verfolgen, noch mehr aber beim „Tasso." In beiden ist Frau von Stein die treibende Seele seines Denkens und Dichtens.

Der Stoff des „Tasso" hat Goethe frühe schon beschäftigt. Ja, schon als Knabe brachte er den unglücklichen Italiener auf sein Puppentheater. Und später: wie viele wundersame Übereinstimmungen zeigte sein Leben mit dem Tassos!

Beider vielgeliebte Schwester hieß Cornelia. Zum Juristen hatte auch den Tasso einst der Vater bestimmt, aber er trachtete nicht nach dem Richterbarett und Richtertalar, sondern nach dem Lorbeer der Unsterblichkeit. Beide führte das Leben an einen kleinen Hof, und beide wurden erfüllt von der ziellosen Liebe zu einer unerreichbaren Frau. Und vor allem: beide empfanden als gottbegnadete Dichter auf das tiefste den bitteren Gegensatz zwischen den Träumen der Phantasie und den nüchternen Forderungen der Wirklichkeit. Beide lebten und litten ein Leben, wie es das Dichterherz so mit sich bringt, das ewig unruhig, bald freudvoll bald leidvoll bewegt ist.

Als Herder die Goethische Dichtung las und hinter dem Schleier

der fernen Zeit, des fernen Ortes, der längst entschwundenen Personen die greifbar nahe Wirklichkeit, den Musenhof Weimar mit seinen bedeutendsten Vertretern erkannte, da schrieb er: „Goethe kann nicht anders als sich selbst idealisieren und immer aus sich schreiben."

So hat Goethe in der That sein Herzbbut in den „Tasso" hineinströmen lassen, und so ist dies Drama nicht nur ein Bekenntnis von dem, was in Weimar ihn am tiefsten bewegte, nicht nur eine große Beichte, sondern vor allem ein Dichterbild ohnegleichen geworden.

Im Lustgarten von Belriguardo wandeln die Prinzessin Leonore von Este und die Gräfin Leonore Sanvitale in trauter Zwiesprach einher. In ihre frohe Frühlingsstimmung mischt als leiser Mißklang sich der Gedanke an ihre nahe Trennung. Denn die Gräfin ruft die Pflicht zu ihrem Gatten und dem Sohn zurück.

Beide sind edle Frauengestalten. Wie die Lilie steht die Prinzessin in ihrem zarten Wuchs, mit ihren feinen, von frühem Leiden verklärten Zügen neben der vollentfalteten Rose, neben der üppigen Schönheit ihrer Freundin.

Wohl ist sie die tiefere, seelenvollere, ja sie ist nicht nur eine tief empfindende Dichterfreundin, sondern auch eine ernste, begeisterte Schülerin des Plato, aber auch Leonore ruht gern mit Ohr und innerem Sinn gar freundlich auf des Dichters Reimen aus, „der uns die letzten, lieblichsten Gefühle mit holden Tönen in die Seele flößt." Ja, sie weilt am liebsten auf der Insel der Poesie in Lorbeerhainen. Und wie die Prinzessin auf Tasso ihre Worte lenkt, schildert sie fein und zart nicht nur den Freund, sondern überhaupt den Dichter, der in den Reichen süßer Träume schwebt, mit den Worten:

Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum,
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben giebt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.

Das Reich des Dichters ist die ideale Welt, er schwebt in den lichten Höhen, wo die Götter thronen. Hatt Zeus bei der Teilung der Erde ihm doch verheißen:

„Willst du in meinem Himmel mit mir wohnen,
So oft du kommst, er soll dir offen sein."

Der Dichter vernimmt gleichsam die ewige Harmonie der Sphären, von der schon die Pythagoräer träumten; er erkennt das Wesenhafte, scheidet es von dem Zufälligen, Alltäglichen und findet das ewig Verwandte zwischen den Erscheinungen der Natur und den Regungen der Menschenseele. Er läßt die vergangenen Zeiten wieder erstehen, er bringt Einheit in lose Zusammenhänge. Er durchgeistigt das Starre, Tote. Der Fels, der Strom, das Meer gewinnt seelisches Leben unter seinem Zauberstabe, und was an Allgemeinbegriffen nur in der Phantasie der Menschen sich findet, dem verleiht er Gestalt und Leben. Da ist die Sorge ein graues Weib, die Hoffnung eine lichte Frauenerscheinung. Was andern gemein scheint, adelt er, denn er belauscht der Dinge geheimste Saat. Und andererseits, was die Menge schätzt, das wird vor ihm zu nichts.

So wandelt „der wunderbare Mann," von dem Leonore berichtet, „im eigenen Zauberkreise und zieht uns an, mit ihm zu wandeln, teil an ihm zu nehmen. Er scheint sich uns zu nahn und bleibt uns fern . . . ."

So erscheint der Dichtergenius als das bevorzugte, überragende Menschenwesen, als der Götter Liebling, als der Günstling der Frauen. Denn füllt tiefe Neigung sein Herz, so windet er Blumen zum Kranz oder „versteckt im Busche, gleich der Nachtigall, füllt er aus einem liebekranken Busen mit seiner Klagen Wohllaut Hain und Luft. Sein reizend Lied, die sel'ge Schwermut lockt ein jedes Ohr, und jedes Herz muß nach . ."

So zieht der Dichter mit seinem heitern, mit seinem ernsten Liede die Menschen in seinen Bann, und diese Zaubergewalt, dieser Reichtum seines inneren Lebens beglückt ihn.

Aber eine selig-unselige Gabe ist ein gefühlvolles Herz. Es schließt Seligkeit in sich, denn es dringt tiefer, es genießt Wonnen und Freuden, die dem Alltagsmenschen ewig versagt bleiben; es vermag auch das Unscheinbare beziehungsreich zu deuten und zur Quelle innerlicher Befriedigung zu machen. Reiche Naturen pflegen vor allem gerne den Selbstgenuß, d. h. sie ziehen sich in die Einsamkeit zurück, wie Tasso nicht nur den bunten Schwarm der Menschen flieht, sondern auch den Kreis der Freunde, und lieber frei im Stillen mit seinem Geist sich unterhalten mag.

Gewiß wird der Dichter, wie jeder schöpferische Mensch, der Ein-

samkeit nicht entraten können; er muß sich sammeln, sich vertiefen, muß in der Stille sein Werk sich bereiten und reifen lassen, und es ist begreiflich, daß er strebt, „die goldne Zeit, die ihm von außen mangelt, in seinem Innern wiederherzustellen.“ Aber es gilt auch das weise Wort des Herzogs:

Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und andere
Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein.
Es will der Feind — es darf der Freund nicht schonen.

Nur blindes Lob verblendet, Tadel spornt an, treibt zu Höherem, zu Höchstem. Und vor allem: wer nur sich selbst genießt, nur immer in sich selbst sich versenkt, der mißt nach eignem Maß sich bald zu klein und leider oft zu groß. Das Leben lehret jeden, was er sei.“ Erst im Strom der Welt, im Kampfe gegen alles Widrige bildet sich der Charakter, stählt sich das weiche Herz. Der dichterisch veranlagte, phantasievolle Mensch büßt zu leicht diese einseitige Veranlagung durch eine falsche Beurteilung der Menschen und der Verhältnisse; er fürchtet sie, weil er sie nicht kennt, und meidet sie, um sie nur noch mehr zu verkennen. So ist Tasso rasch fertig in seinem Argwohn, von Mißtrauen leicht befallen. Hat er — unordentlich, unpraktisch, wie er ist — einen Brief verlegt, so wähnt er schon Verräterei, Absicht, Tücke. Das Geringste, was ihm gegen Wunsch und Willen geschieht, bringt ihn in Harnisch, macht ihm böse Stunden; seine Phantasie schafft Ungeheuer, sieht Gespenster, wo andere, minder Empfindsame, minder Empfindliche mit gelassenem Lächeln, mit Achselzucken nur harmlose Schatten wahrnehmen. Er schwankt, wie ein Rohr im Winde, von der einen Stimmung zur anderen. Bald sieht er gehobenen Geistes alles in rosigem Lichte, bald, niedergedrückt, alles umdüstert, in einem dunklen Flor. Der Überschwang des Gefühls macht ihn bald überglücklich, bald tief verzweifelt. Es ist die Tragik eines Dichterherzens, ja die Tragik des Menschenlebens: wo viel Licht, ist viel Schatten. Wo Tiefe des Empfindens waltet, da heben sich wohl empor die lichten Höhen seliger Freude, aber da gähnen auch Abgründe unermeßlichen Schmerzes. Als Tasso nach Vollendung seines Werkes mit dem Kranze geschmückt wird, da weiß er kaum sich zu fassen; der Lorbeer sengt ihm

seine Locken, sein Herz wallt in fiebernder Erregung: Mit seinem Glück möchte er in den tiefen Wald flüchten, dem er so oft seinen Schmerz geklagt. Er träumt sich ins Elysium hinein, so daß die Gräfin ihm ein Erwache! zurufen muß.

Und wie die Prinzessin in ihrer sanften, ätherischen Art nur leise ihm andeutet, daß er ihr viel gewesen, daß sein Lied sie gewonnen, da wähnt er, die goldene Zeit steige wieder hernieder, in der erlaubt war, was gefällt; da jubelt er in seinem Glück, als ob nun jede Schranke gefallen, die ihn von der Prinzessin trennt. — Und andrerseits: Antonio braucht nur das hehre Wirken des Papstes in seiner weltbeherrschenden Klugheit auszumalen und einen Blick zu öffnen in die Welt der That, der staatsmännischen Kunst, der Länder erwerbenden Macht, da ist es ihm schon, als ob all *sein* Thun nichtig, zwecklos sei, ja nicht einmal mit einem Turnier sich messen könne. Und wenn nach dem unseligen Streit mit Antonio, wo Tasso den Degen zieht und so den Burgfrieden bricht, der Herzog ihn mit der gelindesten Strafe, der Zimmerhaft, belegt: da ist sogleich sein ganzes Inneres zertümmert. Den Degen nicht nur legt er nieder, sich zum Sklaven stempelnd, sondern auch den Dichterkranz, in lyrischer Klage sich ergießend.

Was Tasso in Ferrara, das litt auch Goethe in Weimar, ja, das leidet nicht nur jeder dichterisch oder phantasie- und gemütvoll veranlagte, sondern auch jeder das Mittelmaß überragende, die Bahnen des Alltäglichen verlassende Mensch: den Widerstreit zwischen Ideal und Wirklichkeit, den Gegensatz, die Feindschaft der gefühllosen, nüchternen, rohen Welt mit ihrem häßlichen Neide und ihrer verblendeten Eifersucht.

Wer möchte daher nicht Tasso seine Sympathie schenken im Streite mit Antonio? Gewiß treibt wiederum das übermächtige Gefühl, die den Gedanken schon als Thatsache vorgaukelnde Phantasie und ihre Dienerin, die „Gleißnerin" Hoffnung, ihn zu hastig in die Arme des Antonio; wohl ist er hitzig, übereilt in seiner Werbung um dessen Freundschaft, denn in dem Überschwang seines Glückes, von der Prinzessin hochgeachtet, ja vielleicht geliebt zu sein, möchte er die ganze Welt an sein Herz schließen. Und der erste, der ihm nun begegnet, ist der kühle, nüchterne, schroffe Staatsmann! Wer möchte mit dem Dichter, der ganz Seele, ganz Vertrauen, ganz Hingabe ist, nicht mitfühlen, wer nicht verwerfen jene eisige Kälte, jenen höhnenden Spott, jene gehässige Verachtung, die Antonio ihm entgegenbringt?

Taſſo erkennt ſcharfblickend die eigentliche, innerſte Urſache der Abneigung und der Ablehnung. Dem gewiegten, ſtolzen Diplomaten iſt er verhaßt, weil auch er etwas am Hofe bedeutet und jenem gleich geachtet, ja von der Prinzeſſin auf alle Weiſe ausgezeichnet wird. Taſſo trifft den Kernpunkt des Streites, wenn er dem Antonio, der giftige Blicke auf den Kranz des Dichters wirft, die Worte entgegenſchleudert:

Sei erſt ſo groß, mir ihn nicht zu beneiden!

Gewiß iſt Antonio kein unedler Mann, aber die Größe fehlt ihm, anders geartete, aber nicht minder hoch Stehende zu erkennen und gelten zu laſſen; er weiß nicht, daß, wie Goethe einmal ſagt, dem Vorzüglichen gegenüber es nur eine Rettung giebt — die Liebe. In ſeinem ſelbſtiſchen Gemüte aber entgeht er nicht der Qual des engen Neides: Und dieſer verblendet ihn. Er haßt und verachtet den Dichter, der, wie er wähnt, ſo im Spazierengehen Kränze ſich verdient; er heißt ihn einen Müßiggänger und geſteht hernach der Gräfin, daß er ihn beneide um den Lorbeer und die Gunſt der Frauen.

An Taſſo erkennen wir das Los des hochgeſtimmten, hochragenden Mannes, des ideal gerichteten Dichters: auch im beſten Wollen, im ſchönſten Vollbringen Widerſtand zu finden an der harten, kalten Welt, an der lieb- und verſtändnisloſen Umgebung. Aber wir erkennen auch das andere, nicht minder Schwere: einſeitige Gabe iſt ein Verhängnis, und der größte Feind iſt immer das eigne Herz. Dem Taſſo fehlt, was Antonio beſitzt: der feſte Charakter, die kühle Beſonnenheit; die Natur hätte aus beiden einen ſchaffen ſollen, wie Leonore fein bemerkt; dann wäre der vollendete Menſch entſtanden. Goethe ſagte im Hinblick auf ſich und Schiller: „Selten iſt es, daß Perſonen, die gleichſam die Hälften von einander ausmachen, ſich nicht abſtoßen, ſondern ſich anſchließen und einander ergänzen.“ Taſſo und Antonio beharren in dem Zuſtande, den Goethe und Schiller überwanden: daraus ergeben ſich die Konflikte des Dramas, die heißen Seelenkämpfe in dem Herzen des Dichters.

Auch Goethe kannte die Geiſter der Leidenſchaft, die in einem Poetengemüt gerne Wohnung nehmen, und er bezwang ſie. Auch er hatte eine Zeit durchlebt voll Sturm und Drang, voll überſchäumender Genialität, wo auch er meinte, er könne die Welt aus den Angeln heben. Ja, es liegt tief begründet in einer feurigen Dichterſeele, daß

sie wähnt, die Welt werde neu in ihr geboren, und mit ihr beginne eine neue Zeit, eine neue, nimmer geahnte Kunst. Und so möchte sie sich über alles Hemmende hinwegheben, möchte auch in Gewohnheit und Sitte die Schranken niederreißen und die Ausnahmestellung des Genies verkünden.

So sehnt sich auch Tasso nach jener goldenen Zeit zurück, wo Freiheit, Ungebundenheit und Willkür herrschte, „wo jeder Vogel in der freien Luft und jedes Tier, durch Berg und Thäler schweifend, zum Menschen sprach: Erlaubt ist, was gefällt." Hier findet das schrankenlose Begehren, die Selbstherrlichkeit des Genies ihren kühnen, verwegenen Ausdruck.

„Erlaubt ist, was sich ziemt" entgegnet die Prinzessin und stellt somit der Zügellosigkeit, der Frechheit die Sittlichkeit gegenüber.

So wohnen gefährliche Keime in der Dichterbrust Tassos: die Überschwenglichkeit und die Selbstherrlichkeit.

Auch mit diesen Gewalten hatte Goethe schwer zu ringen in sich selbst. Aber er erlernte die schwere Kunst zu leben; er mäßigte und zügelte sein Phantasie-Begehren durch die sittliche Zucht des Willens. Tasso vermochte es nicht. So ward sein Leben ein Leiden. Es schwankt zwischen Extremen dahin. Das Talent und sein gefühlvolles Herz sind die Quelle seiner inneren Beseligung, aber auch zugleich seines Unglücks.

An ihm bewahrheitet sich das Wort: „Der Lorbeerkranz ist, wo er dir erscheint, ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks." Dies Leiden ist nicht nur das schmerzvolle, entsagungsreiche Ringen nach der Vollendung, nicht nur die Frucht der Anfeindung, des Hasses unverständiger Menge, sondern vor allem der Kämpfe mit sich selbst, mit dem schwer zu bändigenden Eigenwillen. Ein Talent, aber kein Charakter: das ist eine typische Erscheinung an den Dichtern alter und neuer Zeit. Von wie vielen gilt, was Goethe von dem unglücklichen, hochbegabten Günther sagte: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben und sein Dichten."

Die Natur ist überreich. Milliarden Blüten treibt sie, aber Millionen vergehen, ohne Frucht zu bringen. Immer neue Talente bringt die Menschheit hervor, aber wie viele verkümmern aus Mangel an Licht und Luft, und wie viele verderben, weil sie sich nicht zu zügeln wissen, weil sie die Glut der Sinne, der Überschwang des Gefühls, die Hitze der Phantasie bethört.

Und andrerseits: ihre sittliche Widerstandskraft ist zu gering; den Schlägen des Schicksals, den Enttäuschungen, den Sorgen und Leiden sind sie nicht gewachsen. Entweder: sie schwanken wie ein Rohr hin und her, oder sie werden niedergebeugt, ja niedergebrochen. So ist Tasso nach dem Streite, nachdem seine Phantasie alles schwarz in schwarz sich ausgemalt hat, ganz verzweifelt, er glaubt sich aller Liebe, aller Gunst beraubt. Er kennt sich selbst nicht mehr, denn er hat allen Halt verloren. Er sieht nur noch Zerrbilder: die Freundin, die Gräfin, welche für sein krankes Gemüt Entfernung und Wechsel für das beste hält, ist für ihn eine listige Schlange, ein Werkzeug seines Feindes, der ihn vom Hofe beseitigen will. Alle haben sich gegen ihn verschworen.

Ja selbst sie, seine Göttin, die er anbetet, sie, die Fürstin, hat ihn verraten!

So hat ihn ganz „die schöne Harmonie der Sinne" verlassen. Er ist der inneren Selbstzerstörung nahe. Da richtet der milden, sanften Prinzessin Wort ihn wieder auf; aus ihrem Schmerz darüber, daß er nun gehen will, klingt elegisch zart das Geständnis ihrer tiefen Neigung: „Ich muß dich lassen, und verlassen kann mein Herz dich nicht."

Da neigt er sich vor ihr, als einem heiligen Engel, um dann emporzuschnellen in wilder Raserei der Leidenschaft und sie, die sich Entsetzende, an sein Herz zu drücken.

Sein Schicksal ist besiegelt; er hat sich selbst sein Grab gegraben. Noch einmal verzerrt die Verzweiflung, ja der Wahnsinn ihm alle Bilder derer, die ihn umgeben; selbst die Geliebte wird ihm zur Sirene, bis endlich Antonio den verwirrten Sinn wiederherstellt und den Verstoßenen, Verbannten auf den einzigen Trost hinweist, der ihn noch retten kann, auf sein dichterisches Talent, denn „wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab ihm ein Gott zu sagen, wie er leide."

Wie der Schiffer sich von seinem berstenden Schiffe rettet und an dem Felsen sich anklammert, an dem er scheitern sollte, so rettet Tasso sich in die Arme Antonios.

Das Drama entläßt uns mit der Hoffnung, daß nach Irr- und Wirrsal sich doch noch das tief zerrüttete Gemüt zurechtfinden und immer aufs neue in der Dichtung sein Heil suchen werde.

Es giebt keine Dichtung der Weltlitteratur, die das innere Wesen

des Dichters mit seinen tiefinnerlichen Freuden und Leiden so getreu, so herrlich darstelte wie der „Tasso."

Daher ist auch weit mehr lyrische als dramatische Stimmung in ihm. Die Seelenvorgänge sind wichtiger als äußere Handlung. Es ist ein Gedicht, kein eigentliches Bühnenstück, von tief erschütternder Gewalt. Und wie erreicht diese Goethe? Indem er das Ringen des eigenen Herzens hier abspiegelt, indem er was ihn, den Einzelnen, beseligt oder martert, zu einem typischen Bilde, zum Bilde eines Dichterlebens gestaltet. Wie bezeichnend ist es doch für ihn und für die getreue Zeichnung seiner eigenen Kämpfe, daß er die letzten Scenen erst zu schreiben vermochte, als auch zwischen ihm und Frau von Stein der Bruch erfolgt war.

So verweben sich also ureigenste Stimmungen und Schicksale Goethes und des historischen Tasso mit denen des Dichters überhaupt, und so entstand dies Kunstwerk, das an Grazie der Rede, an Weisheit der Erfahrung, an Schmelz des Seelenlebens seinesgleichen sucht, das an Tiefe und Innerlichkeit nur noch vom „Faust" erreicht wird.

„Faust" ist das Werk, das Goethe seinen Rang in der Weltlitteratur giebt, das ihn auf gleiche Höhe hebt mit Homer, mit Dante und Shakespeare. In den „Faust" hat Goethe sein tiefstes Denken und sein heißestes Empfinden gesenkt; der Gedanke an Faust und die Arbeit daran begleiteten ihn durch alle seine Altersstufen hindurch, vom Jahre 1766 bis zu seinem Todesjahr 1832, wo der zweite Teil erst gedruckt ward. In Schönheit und Genuß getaucht, bannt unwiderstehlich uns der erste; in That und Betrachtung getaucht, fordert der zweite mit seiner Gedankentiefe ernstes Versenken, volle Hingabe auch an versteckte, in Symbole hineingeheimniste Ideen.

Was nur irgend ein Mensch in der heißen Jugend, in der strebenden Manneskraft, im reifen und im hohen und höchsten Alter empfinden und erleben kann, immer weitere Kreise des Daseins umspannend: das wollte Goethe darstellen. Und so ward sein „Faust" ein Menschheitsbild, eine Weltdichtung, aus dem Innersten eines einzelnen großen Menschengeistes und doch gleichsam aus der Tiefe germanischer Volksseele geboren, und zwar nicht für ein Volk, nein für alle Völker, nicht für Jahrhunderte, sondern für Jahrtausende.

Faust ist für die gebildete Menschheit, welcher Nation auch immer der einzelne angehört, der Vertraute, der Ratgeber, der Gedankenbeleber,

der Herzenströſter in allen Fragen und Nöten des Lebens geworden. Jedermann glaubt, bald hier, bald dort ſein Abbild wieder zu finden in ſeinem Ringen und Streben, mit ſeinen Problemen und Erfahrungen, mit ſeiner Luſt, mit ſeinem Leid.

Fauſt iſt ein Weltcharakter. Und kann es ein erhabeneres Thema und eine erhabenere Löſung geben als die, welche wir im „Fauſt“ finden? Sollten nicht über jedem Leben die Worte ſtehen:

Ein guter Menſch in ſeinem dunkeln Drange
Iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt,

und das andere:

Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
den können wir erlöſen —?

In jedes gutgearteten Menſchen Bruſt wohnt, ohne Rückſicht auf die Bildung des Geiſtes, ein Streben, eine echte, harmoniſche Perſönlichkeit zu werden, ſein Inneres zu einem Gebilde reiner Sittlichkeit zu geſtalten, den Gott, der im Buſen ſchlummert, zu wecken und zur Entfaltung und die Forderungen der Innenwelt mit denen der Außenwelt in Einklang zu bringen.

Das iſt das große Geheimnis, das die große Aufgabe des Lebens. Und je tiefer das Innere iſt und je reicher, deſto ſchwieriger die Löſung. Darin liegt die herbe Tragik des Lebens. Der geiſtige Menſch trägt das Zeichen des Leidens, der Melancholie im beſten Sinne, an der Stirn, aber wenn das Herz auch blutet: er nimmt immer von neuem den Kampf auf für Wahrheit und Schönheit und Sittlichkeit.

„Der Meißel,“ ſagt Lagarde, „thut weh, der aus dem empfindenden Block den Gott herausſchlägt: je weiter aber der Stahl in ſeiner Arbeit vorgeſchritten, deſto ſtiller hält der Marmor, der ſich ſchon über die aus der Natur erſtehende Geiſtesgewalt freut.“ Ein Wort, das aus goethiſchem Geiſte gegoſſen iſt, ein Wort, das zum Motto des Goethiſchen Lebens ebenſo gut dienen könnte wie das von ihm gewählte ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται d. h. verdolmetſchet wörtlich: „wer nicht geſchunden wird, der wird auch nicht erzogen,“ freier: „eine harte Lebensſchule bildet erſt den Mann.“

Goethe erfuhr es, da er nimmer müde ward, an ſich ſelbſt zu arbeiten, und iſt auch Fauſt nicht immer Goethe ſelbſt, ſo iſt er doch ein Geſchöpf ſeines tiefſten Weſens, ein Gefäß ſeiner Ideen, und was er in ihm darbieten wollte, das war eben nichts Geringeres als das Bild eines ſtrebenden und irrenden Menſchen.

Faust ist der Vertreter großen Menschheitsstrebens und großen Menschheitsirrens. So bekennt er selbst:

Zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen.
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Goethe selbst hat uns gewiesen, wie unter diesem Gesichtspunkte des zwiespältigen Menschenwesens die Einheitlichkeit beider Teile des „Faust" zu fassen sei: Lebensgenuß und dumpfe Leidenschaft auf der einen, Thatengenuß auf der anderen Seite; dort unbewußtes, leidenschaftliches Hinhandeln, hier bewußte, besonnene Arbeit. Im ersten Teil ist Faust ein Spielball seiner Leidenschaften, im zweiten Herr seiner Absichten. Alle Formen des Lebensgenusses durchkostet Faust. Da schreckt ihn das furchtbare Schicksal der Geliebten, das er verschuldet hat, auf. So wird aus dem genußsüchtigen Träumer ein thatendurstiger Denker.

Die Ironie im Schicksal des Teufels ist es, daß er doch am Ende immer wieder ein Knecht Gottes ist, daß er, der Verneinende, doch wieder unabsichtlich das Gute bewirkt, nämlich die Umwandlung des Faust.

Er, der einst Gott abgeschworen, seine Gaben verflucht und so den Pakt mit dem Satan geschlossen hat, verdient hernach sich alle Güter wieder. Weltschmerz und Weltekel haben den Boden gereinigt, auf dem dann die verjüngende und ewig jung erhaltende Weltfreude erblüht. Damit haben wir die Gedanken angedeutet, die gleichsam die Kuppel bilden, welche sich über dem Wunderbau dieser grandiosen Dichtung wölbt.

Ein Wunderbau ist sie wahrlich zu nennen, wenn man die Bausteine betrachtet, aus denen Goethe ihn zusammenfügte, so daß er ein Abbild des Menschheitslebens in seinen mannigfaltigen Erscheinungsformen wurde.

Der historische Kern der Faustsage, die Goethe schon in früher Kindheit durch das Puppenspiel kennen lernte, ist die Existenz eines gewissen Charlatans und Abenteurers Faust zur Zeit Melanchthons, der auf Zauberkünste sich zu verstehen und durch diese dem Kaiser Karl V. seine Siege verschafft zu haben sich rühmte.

Das Volksbuch machte aus diesem Stoff eine moralisierende Erzählung, in welcher der böse Geist den gelehrten Abenteurer mit wilder

Begehrlichkeit übermenschlicher Wünsche erfüllt, um mit ihm dann zur Hölle zu fahren. Ein Diener des Satans, Mephistopheles, steht ihm im Leben zur Seite, desgleichen der Famulus Wagner. Manche Zauberkünste — wie in Auerbachs Keller — verrichtet er, verliebt sich in ein armes Mädchen, doch der Teufel verbietet ihm die Ehe und entschädigt ihn mit der schönsten Frau der Welt, mit Helena. Dann fährt er zur Hölle ab.

Marlowe, der Zeitgenosse Shakespeares, vertiefte sowohl an dramatischer Kraft wie hinsichtlich der Grundidee den Stoff, indem er vor allem den Wissensdrang, den Zweifel, die Reue herausarbeitete. Aber erst bei Lessing, der den Drang nach höherem Wissen, als den Menschen sonst vergönnt ist, in den Mittelpunkt rückt, wird Faust gerettet, denn die Gottheit habe dem Menschen den edelsten der Triebe, den Trieb nach Erkenntnis, nicht verleihen können, um ihn auf immer unglücklich zu machen.

Diesen versöhnenden Schluß bot die ursprüngliche Fassung des Goethischen Faust, der sogen. „Urfaust", noch nicht. Dem jungen Goethe war Faust zunächst der von titanenhaftem Wissensdrang und prometheischem Trotz Erfüllte, der verloren ist, nachdem er ein unschuldiges Opfer in sein Verderben hineingerissen hat. Erst der durch strenge Selbstzucht, unter dem veredelnden Einflusse seiner Iphigenie, d. h. der Frau von Stein, gereifte Goethe fand die Harmonie, die Erfüllung und schuf den „Prolog im Himmel", diesen großartigen Hymnus auf den ewigen Schöpfer. Das Grundmotiv der Wette zwischen dem Herrn und dem Satan gab das Buch „Hiob", und so umspannt der „Faust" die drei Welten: Gott, Mensch, Teufel: Himmel, Erde und Hölle.

Faust wandelt die Irrwege des Lebens, durchmißt die Bahnen, die vom Genuß zur Übersättigung, zur inneren Unruhe, zur Reue, zur Umwendung führen. —

Liegt des Menschen Glück im Wissen? So hat Faust zunächst sich gefragt, und wer thäte nicht die Frage?

Faust hat alle philosophischen Systeme durchforscht, hat alle Wissenschaften mit heißem Bemühen studiert, und überall ist er an die Grenzen des Wißbaren gelangt und hat sich endlich der Magie ergeben, voll verzweifelnder, unstillbarer Sehnsucht:

O sähst du, voller Mondenschein,
Zum letzten Mal auf meine Pein,

Den ich so manche Mitternacht
An diesem Pult herangewacht;
Dann über Büchern und Papier,
Trübseliger Freund, erschienst du mir!
Ach, könnt' ich doch auf Bergeshöhn
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben.
Von allen Wissensqualm entladen,
In deinem Tau gesund mich baden!

Und weit genug hat er es schon mit der Magie gebracht: die Geister erscheinen ihm, aber vor dem Makrokosmos, dem Unfaßbaren, entsetzt er sich, und der Erdgeist weist ihn von sich ab: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, Nicht mir!" — Faust verzweifelt:

Den Göttern gleich' ich nicht. Zu tief ist es gefühlt,
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt.

Er will ein Ende machen: die krystallene Schale mit dem Gift soll ihn erlösen. Da tönt der Ostergesang zu ihm herauf. Des frommen Glaubens Schauder faßt ihn — die Erde hat ihn wieder. Er wandert hinaus: Es ist Frühling draußen und reges Menschentreiben. Mit seinem Famulus schreitet Faust dahin, bis die Sonne sich zu neigen beginnt; immer ernster und schmerzlicher werden seine Gedanken, da ihn die Verzweiflung faßt, „aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen. Was man nicht weiß, das eben brauchte man, und was man weiß, kann man nicht brauchen." Doch der herrliche Anblick der untergehenden Sonne, den sie von der Höhe genießen, verscheucht seinen Trübsinn, und so folgt er mit kühnem Geistesfluge der Sonnenbahn:

O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben! . .

In seine Studierstube zurückgekehrt, bei traulichem Lampenscheine, verfällt Faust von neuem ins Grübeln. Er greift zum Neuen Testament, schlägt das Johannes-Evangelium auf: „Im Anfang war das Wort" — das Wort? Er stutzt. Der Sinn? — Die Kraft? — Die That! — Aber ehe er recht erkennt, was in dem Satze liegt, ehe es sich ihm aufthut, daß die wahrhaft sittliche That das allein dauernd Beglückende ist, wird er ganz andere Wege geführt. Bisher war seine Entwicklung einseitig, rein intellektuell, nur auf das verstandesmäßige Wissen gerichtet; jetzt beginnt er sich zu sehnen nach dem Zaubermantel, der ihn in fremde Länder trüge; jetzt sehnt er sich „nach des Lebens Bächen, ach nach des Lebens Quellen hin." Er möchte sich am Leben berauschen. Und der

Begleiter auf dieser Bahn ersteht ihm in des „Pudels Kern," dem Mephisto. Er ist der Geist, der stets verneint, der wohl eine umfassende Welt- und Lebensansicht besitzt, ja vor dem sich alle geistigen und irdischen Genüsse und Reichtümer ausbreiten, der aber alles Positive wieder in nichts verflüchtigt durch die scharfe Lauge der Satire und Ironie. Als Negation der Sittlichkeit, ist er das Böse, die Selbstsucht, die Gemeinheit in Person.

Mit ihm schließt Faust den Pakt und ergiebt sich in seinen Bann. War sein Wissensdurst nicht zu befriedigen, so will er nun den Sinnengenuß bis auf die Neige auskosten. Die Stufen, die ihn der Teufel führt, bilden: Auerbachs Keller mit seinem grobderben Genuß, die Hexenküche, gleichsam die Werkstatt, wo im brodelnden Kessel entgeisteten Wirrwarrs der Apparat von lüsternen Bildern für leeres Schein- und Weltwesen und niederen Sinnenkitzel fabrikmäßig hergestellt wird, und endlich und vor allem die Gretchentragödie. Unter dem Banne des Bösen, dessen Element zerstörend ist, vernichtet Faust Unschuld und Leben dieses holdesten aller Wesen, die dem Goethischen Geiste entsprungen sind. Die bezauberndsten Laute naiver, hingebender Liebe, süßesten Glaubens, treuesten Harrens und die ganze Verzweiflung der verratenen Liebe offenbaren sich hier. Es giebt wohl nichts in deutscher Sprache gedichtet, was tiefer ans Herz griffe, was unvergessen immer wieder nachklänge als jene Klagen und Lieder der Verlassenen und Verlorenen: „Meine Ruh ist hin, mein Herz ist schwer, Ich finde sie nimmer und nimmermehr" . . und das aus tiefstem Weh Geborene: „Ach, neige, du Schmerzensreiche, dich gnädig meiner Not". . oder wenn im Dom in den Orgelton sich mischt die furchtbare Stimme der Anklage des bösen Geistes.

Ging nach der Volkssage Faust zu Grunde, weil er seine Seele dem Teufel verschrieben, so entspricht es der modernen Auffassung weit mehr, daß er sich in schwerste Verschuldung verstrickt. Aber ehe er diese selbst erkennt, ehe er all das Entsetzliche erfährt, das er angerichtet hat: Mutter und Bruder der Geliebten tot, und sie selbst im Kerker als Kindesmörderin — taumelt er weiter von Genuß zu Genuß, dem Sinnenrausche dahingegeben und doch verschmachtend vor Begierde, auf dem Blocksberg, in der Walpurgisnacht. Und dann erwacht er zu schaler Ernüchterung; den gräßlichsten der Flüche wirft er auf den Teufel in Hundsgestalt, der grinsend seiner Ohnmacht in seinem Rasen sich freut.

Der ganzen Menschheit Jammer faßt ihn an, Grausen erfüllt seine Seele, wie er im dumpfen Kerkerloch die Geliebte wiederfindet, verstört, verwirrt, vernichtet, von Wahnsinn umnachtet. Und ihr graut vor ihm, der einst ihre Welt, ihre ganze Liebe war.

Und die erbarmende, vergebende Gnade des Himmels neigt sich hernieder zu der Unglücklichen, der Verlockten und Verratenen, und die heiligen Engel nahen sich ihrem Flehen und tragen sie empor. Noch einmal umschwebt der holde Liebesruf seines Namens den Faust, dann tragen die Geisterrosse ihn mit Mephisto in den dämmernden Morgen eilend davon.

Damit schließt der erste Teil der Dichtung; für viele die Dichtung überhaupt. Nichts kann verkehrter und für die Erfassung eines der größten Werke der Weltlitteratur verhängnisvoller sein. Denn Goethes „Faust" ist eine Einheit, ist getragen von einer gewaltigen Idee, und Goethe führt selbst den rechten Weg, wenn er berichtet, wie einst in plötzlicher Erleuchtung, weit vor der Ausgestaltung im einzelnen, das Ganze vor ihm stand in seinem Aufbau, in seiner ungefähren Gliederung. Kein Spalt gähnt also zwischen dem ersten und zweiten Teil, sondern die Handlung führt uns direkt weiter, die grundlegende Idee verwirklicht sich in immer großartigerer Vollendung, mag auch Rank- und Rahmenwerk immer künstlicher, immer verwickelter und geheimnisvoller werden. Wir können auch Dante nicht ohne Kommentar verstehen und werden überhaupt doch wohl kaum nur das würdigen und genießen und erfassen wollen, was sich schon dem ersten Blick erschließt, der flüchtigeren Betrachtung keine Schwierigkeiten bietend.

Umwoben von herrlichem Geisterchor, auf blumigem Rasen gebettet, begrüßt erwachend der düstere Grübler Faust den heraufsteigenden Morgen. Die Herrlichkeit der Natur erobert seine Sinne von neuem:

Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig,
Ätherische Dämmerung milde zu begrüßen;
Du, Erde, warst auch diese Nacht beständig
Und atmest neu erquickt zu meinen Füßen,
Beginnest schon mit Lust mich zu umgeben,
Du regst und rührst ein kräftiges Beschließen,
Zum höchsten Dasein immerfort zu streben.

Aber Faust ist gereift. Nicht will er mehr in ungestümem Jugenddrange in der Wesen Tiefen trachten, ins Innere der Natur dringen, sondern am Gleichnis hat er genug. Wie er über dem Wassersturz

„des bunten Bogens Wechsel-Dauer, bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend" erblickt, da ruft er aus:

Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach, und du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Unbefriedigt von dem Sinnenleben, wendet sich Faust der That zu; ja der zweite Teil der Tragödie wird zu einem Evangelium der sittlichen, weil gemeinnützigen Thätigkeit.

Den bunten Glanz des Lebens lernt Faust an dem Hofe des Kaisers kennen. Doch dieser ist ein Prunkfürst, voll müßiger Festfreude, keine echte Herrschernatur von jener großartigen Thätigkeit, zu der Faust nach dem Ratschlusse des Höchsten stufenweise erzogen werden soll.

Wohl sind diese Stufen des Menschheitsirrens und Menschheitsstrebens hier nicht so klar und scharf von dem Greise gezeichnet, wie sie einst der Jüngling schuf, wohl sind sie verhüllt von Arabesken, Symbolen, Allegorien und Wundergestalten der Mythologie; aber auch hier blüht Schönheit und vor allem Weisheit.

Was Goethe im 2. Teile des „Faust," vor allem mit der Helena-Tragödie, die den ältesten Bestandteil bildet, bezweckt hat, das finden wir von ihm selbst am schönsten gedeutet: „Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werten Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt, dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eignen Werdens und Wesens bewundern." So soll Faust ein ganz gesunder, ungeteilter, harmonischer Mensch werden, um den „höchsten Augenblick" zu empfinden.

So soll sich zunächst in Faust der moderne Mensch mit dem antiken vereinigen. Die „klassische Walpurgisnacht" mit ihrer grandiosen Rhythmen- und Gestaltenfülle von Nymphen und Sphinxen, von Philosophen und Centauren u. s. w. läßt die antike Welt wieder erstehen, und Faust vermählt sich mit Helena, d. h. der germanische Geist mit dem hellenischen, und dieser Ehe entspringt Euphorion, ein Sinnbild der romantischen Poesie und zugleich ein Denkmal für den genialen Lord Byron, der einem leuchtenden Meteor gleich in Strahlenschöne sich emporhob, um dann zu früh in Nacht und Tod zu versinken.

Faust ist durch die Berührung mit der Antike ein anderer ge-

worden; er ist geheilt, gereift. Wohl wähnte er, sein Bestes, Innerstes, Heiligstes sei mit der Helena von ihm geschieden, aber jede Stufe, die er überwindet, führt ihn höher hinan. Etwas weicht, und etwas bleibt.

Hatte der Sinnengenuß ihm die Sinne geschärft, sein Gefühlsleben erschlossen, sein Auge geöffnet, so entnimmt er der Antike die schöne Form und den Seelenadel. Er ist ein freier, ganzer Mensch geworden wie einst, ehe er sich der Magie und dem Teufel ergab. Immer mehr entwächst er diesem:

Was weißt du, was der Mensch begehrt?
Dein widrig Wesen, bitter, scharf,
Was weiß es, was der Mensch bedarf?

Im Vollgefühl der Kraft, auf der Höhe des Menschheitsstrebens, ein Bild männlicher Energie, will Faust die unbändige Macht der Elemente bezwingen, das ewig begehrliche Meer, das Symbol seiner eigenen früheren Unersättlichkeit, in seine Schranken weisen und der Förderung menschlicher Zwecke unterordnen.

Selbständig, unabhängig schaffen, auf freiem Grund mit freiem Volke: das ist der Gipfel menschlicher Existenz. Selbst will er sich den Boden schaffen, selbst eine Bevölkerung heranziehen, das Höchste fühlen, was der Mensch der Gottheit nachempfinden kann: der Schöpfer einer Welt zu sein.

Wie Mephisto einstmals den Kaiser vom Bankerott durch Erfindung des Papiergeldes gerettet hat, so rettet er ihn jetzt durch Siege. Faust wird mit Grund und Boden, d. h. mit großen Sumpfstrecken an der Meeresküste belehnt. Durch Deiche, Dämme, Kanäle gewinnt er weite Flächen dem Meere ab. Im Dienste der Menschheit, in der freudigen, nützlichen That erblüht ihm Befriedigung. Aber diese ist noch durchsetzt von ungeduldiger Begehrlichkeit und Herrschsucht. Seiner großartigen Thätigkeit setzt der kleine Besitz des idyllisch genügsamen, aber beschränkten alten Paares Philemon und Baucis eine Schranke. Ein rascher, überschnell ausgeführter Befehl räumt die Alten samt dem Häuschen und ihrer Kapelle hinweg.

Aber aus dem Rauch der mit ihren Bewohnern verbrannten Hütte schwebt auf Faust zu mit drei grauen Schwestern ein Gebild, das Schauder erweckt. Es ist die Sorge, die sich durch das Schlüsselloch einschleicht, die Sorge, d. i. nicht die Sorge für eigenes und anderer Wohlergehen, sondern das Gespenst, das, wesenlos und doch

furchtbar ängstigend, in der Menschenseele geboren wird und das da in sich schließt das trübsinnige Mißtrauen und Verzweifeln an der eigenen Kraft, das Zagen und Verzagen: „Du liebst vor allem, was nicht trifft, und was du nie verlierst, das mußt du stets beweinen" — und das nagende Schuldbewußtsein, das marternde Gewissen.

Die Sorge haucht ihn an — er erblindet. Aber selbst in der Finsternis, die tief und tiefer auf ihn herniederdringt, wird Faust nicht ihr Gefangener — „Im Innern leuchtet helles Licht." Es sind Scenen von gewaltiger Wirkung, die sich hier entrollen; die vier grauen Weiber, der Mangel, die Not, die Schuld, die Sorge, die Rede der Sorge, die aufflammende Heftigkeit des Faust und dann seine Ergebung, aber zugleich seine Ermannung zu beseligender That. Wohl schwirren mit Totengräberweisen die gespenstischen Lemuren schon herbei; denn Mephisto glaubt, daß endlich die Stunde gekommen, wo jener, der nur durch die Welt gerannt, von keiner Lust gesättigt, von keinem Glück befriedigt, nun endlich in die Hände des Satans falle.

Als ob die Zeit dränge, eilt Faust zu unermüdeter Thätigkeit. Pläne voll tiefster Weisheit, voll weitreichendster Bedeutung schmiedet er; Sümpfe will er austrocknen, und auf dem neu gewonnenen Boden soll ein Volk wohnen, das ihm gleich sei in rastlosem Streben, in rastloser Arbeit:

Nur der verdient sich Freiheit und das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Im Vorgefühl so hoher That genießt er den höchsten Augenblick und stirbt.

Hat der Teufel seine Wette gewonnen? Wie war doch noch des Paktes Wortlaut?

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen:
Das sei für mich der letzte Tag!

Der Sinn ist klar: Werd' ich beruhigt, d. h. ohne Weiterstreben, in Genuß und Selbstgefallen mich auf dem Faulbett dehnen, dann bin ich dein!

„Wie ich beharre, bin ich Knecht" sagt Faust, also dann, wenn ich den Augenblick verweilen, dauern, müßig verharren lassen will: „Dann magst du mich in Fesseln schlagen, Dann will ich gern zu Grunde gehn."

Aber Faust kennt im Leben und im Sterben kein Beharren; sein Geistesblick, sein Thatenstreben reicht in die Ferne der Zukunft. Die Zeit, nicht Mephistopheles, ist Herr geworden über das irdische Leben des Faust. Der höchste Augenblick, den Faust im Vorgefühl, im voraus genießt, liegt in der Zukunft Weite, es ist das Bild lebendigsten Fortstrebens.

So mahnt auch Mephisto nicht weiter an die Wette, sondern die hat er — freilich ohne es in der Tiefe zu erkennen — verloren, und so versucht er, mit Gewalt die Seele an sich zu reißen. Da nahen die Engel mit himmlischen Gesängen und entringen mit den Waffen der Liebe und Gnade das unsterbliche Teil des Faust den Scharen des Satans.

Gerettet ist das edle Glied der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen,
Und hat an ihm die Liebe gar von oben teil genommen,
Begegnet ihm die selige Schar mit herzlichem Willkommen.

Der Mater Gloriosa, der Ohnegleichen, der Strahlenreichen, die in sich die höchste Liebe verkörpert, nahen sich selige Knaben und flehende Büßerinnen — unter ihnen Gretchen — und jubeln, wie Faustens Seele aus der Erdenbande Hülle sich entrafft und dem neuen Tage entgegenstrebt, der für ihn angebrochen.

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche, hier ist es gethan;
Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.

Das Ewig-Weibliche ist die Macht der Liebe; wohl wohnt sie am heimischsten in der Brust des edlen Weibes, aber zugleich füllt sie als lebenspendendes Element das Weltall und drängt alles, was geistig ist, zur Hingabe an ein höheres Geistiges, zum Aufsteigen zum Höchsten.

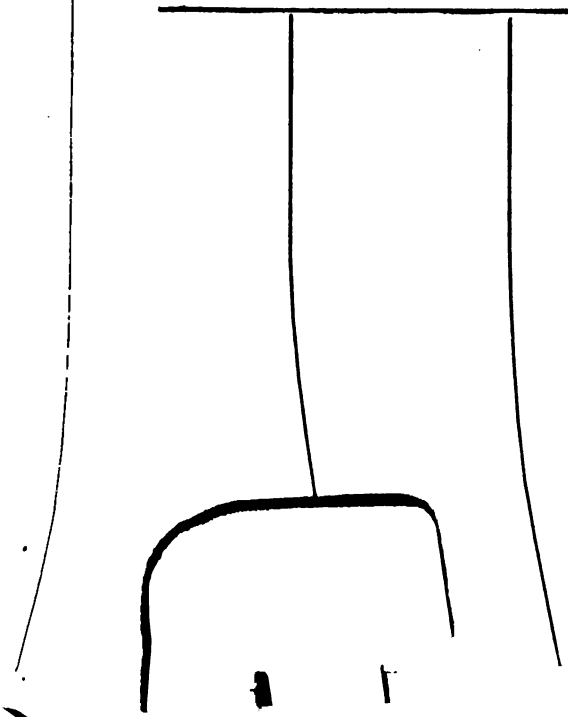
Mag Faust — als ein Abbild der Menschheit — im dunklen Drange geirrt haben: er hat rastlos strebend sich bemüht, „sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten" hinzugeben; er hat strebend den rechten Weg immer wieder gefunden, und so erlöst ihn die Liebe, zieht ihn das Ewig-Weibliche himmelan, wo ein neues Werden, wo höhere Stufen der Vervollkommnung seiner warten. — „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis": so klingt die Dichtung aus, vor deren Größe wir am Schlusse nur bewundernd verstummen können. Auch sie will nur im Abglanz das Leben, nur im Symbol die ewigen Wahrheiten verkünden

— denn ein anderes ist Menschenkunst und Menschenwitz versagt — aber wenn je ein schaffender Mensch im Vorgefühl der Unsterblichkeit dahingegangen ist, so war es Goethe. Sein Lied, seine Dichterkraft in Epos und Drama wird leben und fortwirken, so lange deutsche Zunge klingt und deutsche Herzen schlagen. Und der Faust, dieser Weltcharakter, dieses hehre Menschheitsbild voll reifster Gedankentiefe und Lebensweisheit, wird ein Besitztum bleiben für alle Völker, für alle Zeiten. Wie er ihn vollendet, selbst der Vollendung, dem Ziele seiner Tage, nahe, da durfte Goethe mit Faust sprechen:

Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn!

PT 2047 .C6 B58 C.1
Goethes Tasso,
Stanford University Libraries
3 6105 037 776 684

PT2047
C6 B58

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.